

Podzer Tageblatt

Abonnementpreis für Podz: Täglich 8 Nbl., halbj. 4 Nbl., viertelj. 2 Nbl. pränumerando. Für Auswärtsige mit Postversendung: Täglich 9 Nbl. 30 Kop., halbjährlich 4 Nbl. 70 Kop., vierteljährlich 2 Nbl. 35 Kop. pränumerando. Preis eines Exemplars 5 Kop.

Erscheint 6 Mal wöchentlich.

Redaktion und Expedition: Neuer Ring 6.

Redaktions-Sprechstunde von 9-12 Uhr Vormittags.

Insertionsgebühr:

Für die Zeitspalt über deren Raum 6 Kop., für Reklamen 15 Kop.

Im Auslande übernimmt Insertionsaufträge Haasenstein & Vogler, Königberg i. P. oder deren Filialen. In Warschau: Rajchman & Frensdor, Senatorska 18.

Inland.

St. Petersburg.

Ihre Majestäten, der Kaiser und die Kaiserin trafen, dem „Prav. Pčern.“ zufolge, am Freitag, den 24. März (5. April) gegen 12 Uhr Mittags auf der Warschauer Bahn aus Gatschino in St. Petersburg ein, während Ihre Kaiserlichen Hoheiten, der Großfürst-Thronfolger, die Großfürsten Georg und Michail Alexandrowitsch und die Großfürstin Xenia Alexandrowna erst gegen 5 Uhr Nachmittags in der Residenz anlangten. Am Sonnabend, den 25. März (6. April), dem Feste Mariä Verkündigung und dem Geburtstage Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Xenia Alexandrowna fand in der Kirche des Antischow-Palais ein von der Hofgesellschaft celebrirter Gottesdienst statt. An demselben Tage Abends besuchten Ihre Majestäten die Theaterschule und wohnten mit anderen Gliedern der Kaiserlichen Familie einem von den Schülern derselben ausgeführten Divertissement in zwei Abtheilungen bei, in welchem unter Anderem der 2. Akt des Ballets „Cenerilda“ zur Vorstellung gelangte. Abends gegen 11 Uhr kehrten Ihre Majestäten wieder nach Gatschino zurück, wohin Seine Kaiserliche Hoheit, der Großfürst-Thronfolger erst am Sonntag um 9 Uhr 30 Min. Morgens folgte. Die Organisation unseres Tarifwesens ist bekanntlich mit der Kreirung eines Eisenbahn-Departements, nebst Tarif-Komite, beim Finanzministerium, in ein neues Stadium getreten, das die „Pet. Ned.“ als ein hoffentlich sehr segensreiches begrüßen. Sie kennzeichnen mit großer Genugthuung, wie der mit dem Eisenbahnwesen so genau bekannte Finanzminister, Geheim-

rath J. A. Wjshnegradski, gleich von Anbeginn den Kampf ausgenommen mit der Unordnung und den Schäden in unserem Tarifwesen, unter denen die Interessen der Produzenten so schwer zu leiden hatten; den Kampf mit einer gewissen anscheinend so unschuldigen Autonomie der Eisenbahnen, die aber in Wahrheit verderblich ward, nicht bloß den Produzenten, sondern auch den Eisenbahnen selbst und somit auch dem Fiskus. Wir haben bereits im vorigen und vorvorigen Jahre eine Reihe von Regierunagsmaßregeln registriert — fährt das Blatt fort — welche eine Einschränkung der Tarifautonomie der Eisenbahngesellschaften und eine Ueberführung, wenn auch nicht der Centralverwaltung, so doch der Oberleitung des Tarifwesens nach Petersburg bezweckten; aber das Alles war nicht auf solider Grundlage basirt und blieb ohne Eintheillichkeit. Hoffen wir, daß nunmehr mit der Bildung der Central-Tarifverwaltung beim Finanzministerium das Tarifinterregnum sein Ende erreicht. Als die Frage von der Uebergabe des Tarifwesens an das Finanzministerium zuerst angeregt wurde, entstand in der Presse eine Polemik über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Maßregel. Indessen ist an dem Nutzen der Abtrennung des Tarifwesens vom Ministerium der Kommunikationen schwerlich zu zweifeln. Wir haben kein Handelsministerium, wie die meisten westeuropäischen Staaten, und alle Interessen der Industrie und des Handels, die doch mit der Hebung des Eisenbahnwesens eng verbunden sind, stehen unter der Leitung des Finanzministeriums. Es ist daher gewiß ganz naturgemäß, wenn die Aufsicht über die technische Seite der Sache in den Händen des Ministeriums der Kommunikationen bleibt, die Tariffrage

aber dem Finanzministerium überwiesen wird. Mit dem Tarifwesen sind nicht nur die Interessen der verschiedenen Eisenbahnlilien eng verbunden, sondern auch die Interessen ganzer Industriezweige, die oft ganz zufälliger Natur und zeitweilige sind und gewissen ökonomischen Bedingungen ihre Existenz verdanken. Vom Standpunkt der Einheit der Finanzpolitik und des Finanzsystems aus erscheint daher eine solche Kompetenzerweiterung des Finanzministeriums sehr wünschenswerth. (Deutsche St. P. Btg.) Der „Pravoznamnik“ erzählt, daß in Zukunft jedes Cossak-Regiment außer dem Regimentscommandeur nicht mehr 2, sondern 3 Stabsoffiziere haben wird. Ferner wird beabsichtigt, an den Uniformen der Cavalleristen einige Abänderungen einzuführen, um die einzelnen Truppentheile leichter von einander zu unterscheiden. Wie verlautet, werden die Dragoner-Regimenter, welche ehemals Manen-Regimenter waren, blaue Wasserärde und Interims-Uniformen und die ehemaligen Jüaren-Regimenter Uniformen erhalten, wie sie früher als Jüaren trugen. Die Gesellschaft zur Förderung russischen Handels und Gewerbestandes hielt, wie die deutsche „Pet. Btg.“ berichtet, am 27. März ihre Jahres-Generalversammlung ab, auf welcher der seitherige Präsident des Vereins, Graf Ignatjew, unter allgemeiner Acclamation wiedergewählt wurde. Von den verhandelten Gegenständen verdient besonders die wieder angeregte Amu-Darja-Frage Erwähnung. Im Widerspruch mit anderen Autoritäten finden sich innerhalb der Gesellschaft zur Förderung russischen Handels und Gewerbestandes immer noch zahlreiche Anhänger der Ansicht, daß der Drus (Amu-Darja) in alten Zeiten dem Kaspi-

schen Meere zugeslossen sei und daß Spuren von dem alten Laufe des Drus thatsächlich vorhanden wären. Andere Forscher, wie z. B. Korschin, haben vergeblich nach diesen Spuren gesucht. In sehr alten Zeiten waren aber Kaspi- und Ural-See überhaupt ein Meer, woran allerdings nicht gezwifelt werden kann. Der Gedanke, den Amu-Darja dem Kaspi-See zuzuführen, hat etwas Bestrickendes. Mit der Verwirklichung dieses Gedankens würde eine schiffbare Wasserstraße aus dem Herzen Asiens bis in's Herz Europas geschaffen. Diefem Gedanken will nun die Gesellschaft näher treten; sie hofft, unsere Regierung werde sich bereit finden lassen, die vielen Millionen herzugeben, die zur Verwirklichung dieser Idee nöthig sein würden. Jedenfalls werden wir also jetzt wieder öfter von dem fast schon vergessenen „alten Lauf des Drus“ zu hören bekommen. Moskau. Anlässlich der Wiederkehr des Jahrestages der Proclamation der Unabhängigkeit Griechenlands im Jahre 1821 fand, wie die russische „Mosk. Btg.“ berichtet, am 25. März (6. April) in der Kathedrale des Konstantinopolschen Patriarchen-Pobworje ein Festgottesdienst der hiesigen griechischen Colonte statt, an den sich ein Gebetgottesdienst für das Wohl des russischen Kaiserhauses und der griechischen Königsfamilie, sowie ein Todtenamt für die in den Freiheitskämpfen der Griechen gefallenen Helden angeschlossen. Nach der gottesdienstlichen Feier lud der Prior des Pobworje, Archimandrit Seraphim, den griechischen und dänischen Consul, sowie viele Mitglieder der griechischen Colonie zum Dejeuner ein, in dessen Verlauf Glückwünsch-Telegramme an den griechischen Gesandten in Petersburg, Fürsten Mawrotordatos, abgeschickt wurden. Wiga. Die Frage des Ausbaues des Windauer Hafens im Zusammenhange mit

Unser gnäd'ger Herr!

Roman

von A. von Gersdorff.

(31. Fortsetzung.)

„Und die Ueberschwemmung da auf Deinem Vorwerk?“ fragte Ernst, sich wieder an den Flügel legend, „hat sie bedeutenden Schaden angerichtet?“ „Ja. Es ist viel zu Grunde gegangen.“ „Ah, wirklich!“ „Das große Weizenfeld, weißt Du, Barbara, hinter der Scheune und einige Stück Jungvieh. Gott sei Dank, kein Menschenleben.“ „Warst Du den ganzen Tag drüben?“ „Ja. Nur zu Mittag in Lenzen.“ „In Lenzen? Aber da hättest Du doch auch nach Hause kommen können.“ „Ja, aber ich hatte mit dem alten Dammbüsch Etwas zu besprechen und Dich mußte ich ja gut aufgehoben.“ „Aber unser Gast, Adam?“ „O, das ist kein Gast, der gehört zu uns, in Ewigkeit, nicht wahr, mein Ernst? Ernst umschloß stumm die Hand, die sich ihm entgegenstreckte. Mine brachte die Lampe, die jetzt immer ordentlich brannte, seitdem Ernst ein Mal belläufig von dem Hause eines Bekannten gesprochen, in dem er es keine drei Tage ausgehalten hatte, „ein Haus“, hatte

er lächelnd gesagt, „wo kalte und warme Zimmer scheidlich abwechselten, wo nie eine Lampe hereinkam, die nicht sofort wieder hinausgeschickt wurde, nachträglich Versäumtes an ihr nachzuholen.“ Das Erste, was er Barbara dann lächelnd verricht hatte, war ein das fürchtbare Blendender Hängelampe im Eßsaal dämpfender Gegenschirm. „Deine Gesichtsfarbe, schöne Schwägerin, verträgt diesen stehenden Glanz nicht gut“, hatte er gemeint. „Habt Ihr musiziert, oder auch gelesen?“ fragte Adam. „Lesen thun wir nur Abends“, sagte Barbara eifrig. „Ach! Adam, Ernst liest so herrlich vor, so deutlich, so ohne Pathos, so musikalisch könnte man sagen.“ Adam lachte. „Was lest Ihr denn jetzt?“ „O, etwas Wundervolles von Stifter. Das ist nämlich ein Liebling von Ernst. Ach! Adam, es müßte Dir gefallen. Du solltest nur einmal zuhören.“ Ihre Augen hingen begeistert an Ernst. „Na, dann fangt nur an“, sagte Adam und zündete sich eine Zigarette an. „Ja, bitte Ernst, thue es“, rief Barbara froh. „Ach! es ist so schön, es beruhigt die Nerven so.“ Barbara hatte eine Stickerlei vorgenommen, was sie so gern that, wenn Ernst las. Ernst saß nahe vor ihr und Adam etwas abseits auf einem kleinen Sofa. Er hatte die Zigarette zwischen den Fingern, aber sie war ausgegangen und er drehte sie hin und her, mit leerem Blick in's Weite sehend. Nur ein Mal richtete

er ihn, plötzlich aufhorchend, auf des Vorlesenden Gesicht, von dessen Lippen es tönte: „Nun, es wird ja doch auch verhallen und verklingen, wie so Vieles verhallte und verklang. Nur daß das kindliche Herz sich so mag aufregen und sich von seinen Wallungen Ewigkeit vorpiegeln und weiß es doch, wie noch jede Bewegung desselben aus-schwang und verging.“ Wieder schweiften seine Gedanken ab und kehrten wieder laufend zurück zu den Worten, die er hörte. „Siehst Du, das ist's, daß es Ideen geben darf, glänzend und höchsten Abels und daß sie so höhnisch dürfen mißhandelt werden.“ Er stützte den Kopf in die Hand, wie er oft pflegte, aber er sah nicht zu Boden, sein Blick sah durch seine Finger bald ihn an, bald sie und dachte daran, wie der alte Dammbüsch heute die Brauen emporgezogen und kurz gesagt hatte: „Vertrauen muß sein in der Ehe und bei Ihnen wird's nicht mißbraucht werden“, als Adam ihnen dort erzählt, wie vorzüglich sein Bruder und seine Frau zusammen pasten und Barbara's ewige Klagen über Alleinsein völlig verstummt wären. „Wenn's nicht mein Bruder und meine Frau wären, könnte die Harmonie ängstlich werden“, hatte er gesagt. Sie vertieften sich immer mehr in ihr Buch. Ab und zu hielt Barbara inne und sah sekundenlang still auf Ernst's Gesicht, niemals nach Adam hinüber. Nicht ein Mal. Dann machte sie eine Bemerkung und sie sprachen über das Gelesene und Ernst las weiter. Um seine, Adam's, Meinung fragten

sie ihn weiter nicht. Sie hatten ihn wohl ganz vergessen. Er stand auf. „Ich bin müde“, sagte er, die Zigarette nach dem Ramin schludernd und ging nachlässigen Ganges hinaus. Ernst ließ das Buch sinken und sah ihn nach. „So ist er immer und immer“, sagte Barbara, die Zigarette, die auf den Teppich gefallen war, aufhebend, immer müde, immer gleichgültig, gelangweilt von Allem, was nicht seine Arbeit, seine Wirksamkeit betrifft.“ Ernst sah nachdenklich vor sich hin. „Ich habe ihn gewarnt, seinen feinen Geist unter den Dornen und Disteln der täglichen Arbeit ersticken zu lassen, nun ist es doch so gekommen.“ „Hätte er einen feinen Geist? fragte sie mit einem Juden der Lippen. „Adam? O, gewiß!“ „Nun, dann ist er ganz und gar erstickt. Ich habe nie etwas davon gemerkt“, rief sie leise aus. Ernst schweig. Es war das ein schredliches Bekenntnis. „Hast Du keinen Einfluß in dieser Hinsicht üben können?“ fragte er, ohne sie anzusehen. „Nein, keinen.“ „Wie ist das denkbar! Du! Die Mutter seiner Kinder, die Gefährtin seines Lebens.“ Ernst sprang auf und ging im Zimmer auf und ab. Sie stand mit der Nadel auf's Gewadewohl in den Stoff. „Die Mutter seiner Kinder, die Gefährtin seines Lebens — aber nicht seine Hausfrau, nie das Weib seines Herzens!“ rief sie heraus.

der Verlängerung der Riga-Tudumer Eisenbahn bis Windau hat dem „Prazak. Bzer.“ zufolge entschieden Schritt nach vorwärts gemacht. Die Gesellschaft zur Förderung des Handels und der Industrie Russlands hat, wie bereits mitgeteilt, einstimmig beschlossen, bei der Regierung sowohl um den Ausbau des Hafens wie um die Fortführung der Bahn nachzusuchen, da die Ausführung einer dieser beiden Unternehmungen ohne die andere keinen Sinn hätte. Bemerkenswert ist die Einhelligkeit, mit der die Mitglieder der Gesellschaft, die sich auf das Eingehende mit dieser wichtigen Handelsfrage beschäftigt hatten, sich für Windau aussprachen; selbst der einzige Opponent, der gegen das Projekt einige Einwendungen hatte, konnte schließlich nicht umhin, zuzugeben, daß Windau ein vorzügliches Hafen sei und daß es daher unverzeihlich wäre, diesen werthvollen russischen Besitz zu einer Zeit zu vernachlässigen, wo die deutschen Häfen sich auf Kosten unseres Handels entwickelten und reich würden. Zur allseitigen Klärung der Frage von den Vorgesetzten des Windauer Hafens trug N. A. Mjassojedow sehr viel bei, der der Gesellschaft einen eingehenden Bericht über Windau vorlegte, der aus offiziellen, zum Theil an Ort und Stelle gesammelten Angaben zusammengestellt war. Auch aus den Erklärungen vieler kompetenter Personen, die mit den örtlichen Verhältnissen wohlvertraut sind, erhielt er zu Genüge, daß Windau nach seinen natürlichen Vorzügen in der Zahl der russisch-baltischen Häfen keinen Nebenbuhler hat. Zunächst — und dieser Umstand ist außerordentlich wichtig — gehört Windau zu der Zahl derjenigen Häfen, die fast gänzlich eisfrei sind. Im Laufe der letzten 28 Jahre war Windau, wie aus den offiziellen Angaben zu ersehen, für Schiffe im Ganzen kaum 10 Tage unzugänglich. In 12 von diesen Jahren war der Hafen das ganze Jahr hindurch eisfrei. Dieser Eigenschaft kann sich nicht einmal Libau rühmen, dessen Hafen mitunter vollständig zufriert. In der Zahl der besonderen Vorzüge Windaus muß auch noch die Tiefe des Hafens hervorgehoben werden, die durch sehr einfache und wenig kostspielige Arbeiten auf eine Strecke von 7 Werst auf 24 Fuß gebracht werden kann. Dank diesen natürlichen Vorteilen des Hafens ist für seinen Ausbau nur die verhältnißmäßig geringe Summe von 543,846 Rbl. (nach dem Projekte des Ing. Schumski) bis zu 2,600,000 Rbl. (nach dem Projekte des Ing. Wohl) erforderlich, was im Vergleiche zu den gewaltigen Summen, welche das unersättliche Libau verschlingt und deren Ende noch nicht abzusehen ist, eine Kleinigkeit zu nennen ist. Gerichtlich verlaute, daß man für Libau noch weitere 12 Millionen auswerfen wolle, ohne daß man doch sicher ist, daß nach Ausführung der geplanten Verbesserungen sein Hafen alle angeführten Frachten wird bewältigen können. Unter solchen Umständen wäre es eine schlechte Berechnung, Millionen für die Aufbesserung eines Hafens aufzuwenden, während mit geringen Mitteln ein neuer, besserer Hafen geschaffen werden kann. Wir

wollen damit nicht sagen, daß die Fürsorge für Windau die für Libau vollständig beseitigen soll, im Gegentheil sind beide Häfen für Russland notwendig und können zum Nutzen des Reiches und ohne sich gegenseitig zu benachtheiligen, bestehen. Zugleich kann man aber nicht umhin, mit Entschiedenheit gegen die Bemühungen der leitenschaflichen Verteidiger Libaus Front zu machen, welche die Frage des Ausbaues des Windauer Hafens verschleppen wollen, um Libau seine Ausnahmestellung zu sichern, die nur einigen Privatpersonen und Kompagnien Vortheil bringt, für das Reich hingegen von verschiedenem Nachtheil ist. Gegenwärtig ist die Frage von den Vorgesetzten Windaus dahin geklärt, daß es seinen Gegnern mit keinerlei Sophismen gelingen wird, die Aufmerksamkeit unserer Gesellschaft von dem Projekte des Ausbaues des Windauer Hafens abzulenken, der durchaus im Interesse des vaterländischen Handels und unseres Weltverkehrs mit den deutschen Häfen liegt.

Ausländische Nachrichten.

Dem Brüsseler Berichterstatter der „Daily News“ sagte General Boulanger im Laufe einer mit ihm am Sonntag gepflogenen Unterredung u. A.: „Die Zahl meiner Anhänger vermehrt sich täglich, nicht allein in Paris sondern in ganz Frankreich.“ Ich hege die feste Ueberzeugung, daß die Provinzen für mich sind; meine Flucht hat einen höchst günstigen Eindruck erzeugt. Das Volk denkt mit mir, daß ich im Rechte bin in meinem unabänderlichen Entschlusse, nicht vor dem Senat zu erscheinen. Ich weiß genau, welche Mitglieder für mich und welche gegen mich sind; wie kann ich Gerechtigkeit erwarten von dem Senat, welcher weiß, daß ich ihn zu unterdrücken beabsichtige.“ Auf die Frage, ob es wahr sei, daß er Belgien bald zu verlassen beabsichtige, antwortete Boulanger: „Warum sollte ich dies? Es geht mir hier sehr gut; ich kann mit meinen Freunden fast ebenso leicht wie in Paris verkehren. Wenn ich ausgewiesen werde, weiß ich wirklich nicht, wohin ich mich wenden sollte. Aber jedenfalls werde ich nach den allgemeinen Wahlen, d. h. in etwa sechs Monaten, nach Frankreich zurückkehren.“

Es giebt viele beachtenswerthe Stimmen in Frankreich, welche meinen, der Senat sei nach der Verfassung gar nicht befugt, in der Sache des Generals Boulanger als Staatsgerichtshof zu wirken. Die Verfassung verlangt als Voraussetzung für Letzteres, daß eine Handlung vorliege, welche sich als einen Angriff auf die Sicherheit des Staates kennzeichne. Eine Verschwörung genüge dazu noch nicht. Die Regierung behauptet nun freilich, das Erstere liege vor, aber man bezweifelt, daß sie Beweise dafür in Händen habe. Ja, es wird sogar geleugnet, daß Boulanger überhaupt eine sogenannte Verschwörung angezettelt habe, um den Staat zu bedrohen. Der Senat wäre

demnach inkompetent, das Schwurgericht allein zuständig. Bei alledem bleibt noch zu beachten, daß die Republikaner, wie der Prozeß der Patrioten zeigt, zur Uebertreibung der Anklage neigen und schwerere Schuldbeweise versprechen, als sie schließlich erbringen können. Man entsinnt sich, schreibt der Korrespondent der „Ves. Ag.“ zur Bekräftigung dieser Behauptung, „wie furchtbare Klagen sich vor einem Monat gegen Déroulède erhoben — Hochverrath, Attentat u. s. w. — und wie jämmerlich die Gerichtsverhandlung im Sande verlief. Man sprach von Verbannung und sogar von Deportation für die Patrioten; schließlich zahlten sie eine Geldbuße wie für einen Nachwächterspektakel. Nun versteht es sich zwar von selbst, daß der Senat, der eine politische Körperschaft ist, als Parthei urtheilt und als solche urtheilen soll, denn dazu ist er ja da. Mißlich aber bleibt die Verdrehung der Gesetze immerhin. Die Erfahrung zeigt, daß die öffentliche Meinung in Frankreich immer noch eher einen unverschämten Gewaltstreich, als eine juristische Feuchtelei verzieht. Wenn also Boulanger abgethan werden soll, wäre es besser, ihn gleich vor ein Kriegsgericht zu stellen und ihn zum Tode verurtheilen zu lassen. Die Schrift des Oberstaatsanwalts enthält ja die Anklage auf „embauchage“, das heißt auf Verleitung von Militär zum Treubruch. Ein Kriegsgericht hätte demnach Recht, den meuterischen General vor sich zu fordern und ihn unter dem erschwerten Umstand seiner Flucht mit dem höchsten Strafmaß zu belegen. Schaden würde dies dem Herrn Boulanger zwar auch nicht, denn die Pariser sind wie andere Leute: sie erschließen keinen, den sie nicht haben, aber es wäre kurzer Prozeß und guter Prozeß. Vor solchen Entschlüssen schreckt nur das Ministerium zurück; es möchte den Schein wahren, am Buchstaben des Gesetzes tüfteln und keine allzuschwere Verantwortung übernehmen. Es begreift nicht, daß es auf dem Mar des Gesetzes sein Recht opfert. Seine loyalen Sturpel wird ihm Niemand Dank wissen, weder die eigene Parthei noch Boulanger.“

Ein recht bedenkliches Licht auf die Disziplin im englischen Heere wirft ein Vorgang, der sich in dem englischen Ort Lichtfeld unter den dort einquartierten Soldaten ereignete. Es hat eine regelrechte Murrerei gegeben, bei der Blut gestoßen ist. Nachdem sich schon seit einiger Zeit zwischen den Soldaten eine böse Spannung bemerkbar gemacht hatte, kam es am Montag in einer Abtheilung zwischen mehreren Betrunknen zu einer blutigen Schlägerei. Die Militärwache zerstreute die Kämpfenden mit aufgeflossenen Bajonetten. Jedoch entspann sich die Schlägerei bald von Neuem. Gegen 20 Soldaten wurden dabei ziemlich schwer verwundet. Später durchzogen die Soldaten lärmend die Straßen und warfen Fenster Scheiben ein, von denen etwa 200 zerschmettert wurden. Ein erfreuliches Beispiel von Gerechtigkeitgefühl ist ein Brief des Kontreadmirals Scott an die „St. James Gazette“ über

das Schiffungsglück bei Samoa. Angesichts des Geschreis, welches viele Blätter über die nautische Ueberlegenheit der Engländer anstimmen, weil es der „Calliope“ gelang, die hohe See zu erreichen, erklärt der britische Marineoffizier, daß die „Calliope“ von allen Schiffen, vielleicht mit Ausnahme der „Trenton“, das einzige war, welches hinlängliche Maschinenkraft zu dem waghalsigen Unternehmen besaß, dessen Gelingen zudem an einem Faden hing. Unter diesen Umständen war es nur weise, wenn die deutschen und amerikanischen Schiffe vor Anker blieben, indem darin ihre einzige Hoffnung auf Rettung lag.

Tageschronik.

Wir machen Interessenten darauf aufmerksam, daß mit dem gestrigen Tage für Briefe und Päckchen nach dem Auslande die Erhöhung des Portos nach der von uns an dieser Stelle bereits früher veröffentlichten Maßgabe eingetreten ist. Briefe nach dem Auslande sind also von nun an mit 10 Kop. zu frankiren und da die neuen Postwertzeichen wegen Ueberhäufung der Expedition mit anderen Aufträgen voraussichtlich im Laufe des Monats April noch nicht angefertigt werden dürften, so können zur Frankatur vorläufig andere Briefmarken, zum Beispiel solche im Werthe von 7 und 3 Kopelen verwendet werden.

Ein neues Accise-Objekt. Angesichts dessen, daß Traubenweine einheimischer Production, welche bekanntlich accisefrei sind, von den wohlhabenderen Classen der Bevölkerung konsumirt werden, die auf diese Weise nichts von der Steuer entrichten, welche die ärmere Bevölkerung als Consumtent von Brantwein zu tragen hat, ist das Finanzministerium auf den Gedanken gekommen, den Wein, ähnlich dem Brantwein, mit einer Accise zu belegen, wobei ein bedeutender Theil der einlaufenden Summe zur Erweiterung und zur Verbesserung des russischen Weinbaues verwendet werden soll.

Gemeinder Ueberfall. Ein gewisser Icel Majer Verlineff, welcher bei dem im Hause Petrikauerstraße Nr. 254 wohnhaften Herrn Drach beschäftigt ist, wurde an einem der letzten Abende von diesem beauftragt, zwei Stück Waaren im Werthe von 54 Rb., zu einem an der Drogodowstraße wohnhaften Kunden zu tragen. Nach längerer Zeit kehrte nun Verlineff zurück und meldete seinem Auftraggeber, daß er im Flur des Hauses Nr. 63 plötzlich überfallen und der Waaren beraubt worden sei. Die sofort eingeleitete Untersuchung wird jedenfalls ergeben, ob die Angaben des V. auf Wahrheit beruhen oder nicht.

Estern Nachmittag ging abermals ein Gewitter über unsere Stadt hernieder, welches wieder von kräftigem Regen begleitet war. Der Aprilmonat hat sich bis jetzt als feuchter Gesell bewiesen, hoffentlich nicht zum Schaden unserer Landwirtschaft,

Er blieb vor ihr stehen und sah mit brennendem Blick zu ihr nieder. Aber sie hob die Stirn nicht und ihre Lippen waren zusammengedrückt, eine tiefe Falte von Zorn oder Schmerz — eine langsam gegrabene, in letzter Zeit nicht sichtbar gewesen — trat zwischen ihre Augen. Plötzlich überrast ein Schritt über ihnen. Sie sah sie überrascht auf. „Er ist oben — bei den Kindern“, sagte sie überrascht, „was soll das heißen?“ Sie warf die Arbeit ihn und wollte sich erheben. Ernst legte die Hand auf ihren Arm. „Bleibe hier. Ich will zu meinem Bruder gehn. Glaube mir, es ist nicht die mechanische Arbeit und das Sorgen allein, was eines Menschen geistiges Leben ersicken könnte, vollenden können's nur Noth und Angli. Bleibe hier, ich komme zu Dir zurück. Allein sollst Du nicht wieder bleiben.“ Und er ging. Als Adam in die Halle trat, begegnete er dem Kindermädchen. „Ich wollte eben die gnädige Frau rufen, denn ich weiß gar nicht, was das mit dem Junker Ernst ist, er grault sich und schläft nicht und fragt immer, wer da läme.“ „Wo warst Du denn, Aine?“ „Im Nebenzimmer. Ich pläute und wollte gerade mit dem Volzen herunter. Das ist ja hier Alles so unbequem, daß man bis in die Küche rennen muß.“ Adam hörte ihre ungemüthliche Antwort gar nicht. Er stieg schon die Treppe hinauf. In dem großen Zimmer standen die zwei Bettchen nebeneinander mit dem Kopfende an der Wand. Ein kleines hölzernes Kreuzig

war dazwischen an der Wand befestigt. Spielsachen ständen umher und eine knisternde Nachtlampe verbreitete ein sehr trübes Licht. Der kleine Ernst saß aufrecht in seinen weißen Kissen. Die großen braunen Augen leuchteten auch so sonderbar, wie vorhin Adam's, und wie er so dasah in dem weißen Nachthemden, den kleinen schwarzen, kurzgeschorenen Kopf mit dem stumpfen Näschen der Nahr zuwendend, geduldig wartend, da war die fabelhafte Aehnlichkeit mit dem Vater lächerlich. „Nährend lächerlich“, murmelte Adam, an das Bett seines Lieblings tretend. „Das ist der Papi“, sagte der Kleine beruhigt zu sich selbst. „Mein himmlischer Junge, was fehlt Dir? Du graulst Dich, sagt die Aine.“ „Ich — es geht immer Jemand, Papi.“ „Nun ja. Wir sind ja noch Alle wach.“ „Nein, oben.“ „Auf dem Boden, Ernst?“ „Erni n'kte. Adam lauschte. Es war todtensstill über ihnen. „Das sind die Kagen, lieber Sohn. Du bist ein kleiner Graulpeter und hast Helm und Säbel und bist Mamis und Papis ältester Sohn und —“ „Papis Liebling“ nickte der kleine Mann ernst. Adam schlang den Arm um die kleine Gestalt und küßte ihn so wild, so lebensschafflich, wie nur ein Mensch sein Heuerütes, Heiligstes küssen kann, wenn er der Möglichkeit gedenkt, es zu verlieren. „Ja“, sagte er mit gebrochener Stimme,

„Papis Liebling!“ und es schloß heiß in seine Augen. Geduldig litt das Kind die stürmische Liebkoßung. Es war das gewöhnt, daß sein Vater zuweilen kam und es einmal stumm heiß an seine Herz preßte und sein rundes Köpchen küßte und dann stumm wieder fortging an seine Arbeit. „Will Erni ein bißchen Wasser trinken?“ „Ja. Nein, nicht das Gläschen, das ist Ais's Gläschen, und ich frage ihn dann immer erst, wenn ich es nehme, aber jetzt schläft er. Ais! Darf ich Dein Gläschen nehmen?“ flüsterte er zärtlich, sich über den Betttrand zu dem schlafenden Bruder biegend. „Laf ihn nur, Erni. Er schläft. Du fragst ihn morgen. Dein Gläschen ist nicht hier.“ Er brachte ihm Wasser, setzte sich und ließ ihn trinken. „So. Nun werde ich Dir Deinen Säbel bringen, den lege ich Dir hier auf's Bett, dann kann sich kein Mann fürchten, wenn er seinen Säbel bei sich hat, er müßte sich sonst schäme!“ „Ja, bitte, Papi, ja! Meinen neuen Säbel!“ Adam wollte sich erheben, da erlösch zischend, knisternd die Nachtlampe. Nun saßen sie sich im Dunkel gegenüber. „Erni war ganz still.“ Adam fühlte nur, wie sofort ein kleines, warmes, dickes Händchen auf der seinen tastete. „Ich fürchte mich. Nimm mich, Papi, nimm mich, Papi!“ flüchte das leise Stimmchen. Adam nahm ihn aus dem Bett und hielt ihn auf seinem Schooß mit beiden

Armen umschlungen und sein brennendes Gesicht auf das geliebte Köpchen gedrückt. Und ach! was war das? Was war das? Outer Gott, der Du die bellommenen schwachen Herzen nicht zerbrichst — heiße Tropfen flossen schwer in das kurzgeschorene, seidene Fellchen. „Ja, könnte ich Dich so nehmen — so — und — weit fort — weit fort — von meiner Hände Arbeit leben!“ hauchte er. Er dachte gar nicht daran, Licht zu machen oder zu rufen. Er saß still in der Dunkelheit und hielt seinen Liebling fest, das warme, junge Leben, das sich schuchsend an ihn schmiegte, seinen Sohn, den Erben seiner Arbeit, den Menschen, den er in's Leben gerufen. Und ein einziges Wort war es, das er über ihn murmelte, ein einziges, schredliches, tödtliches Wort, ein einziges Wort, das heute noch in diesen Mauern tönte und morgen durch alle Bande, überall, wo man die Fahne der Kirchmeister flattern sah, wo man den Namen Kirchmeister kannte, ein einziges furchtbares, vergiftetes Wort: „Bankrott!“ Eine Weile sah er so ganz still, dann fühlte er, daß das Kind eingeschlafen war. Vorsichtig legte er es in's Bettchen zurück und setzte sich wieder, im Dunkeln vor sich hinstarrend, die Arme auf die Knie gefügt, die Stirn in die Hände gedrückt. Lange saß er so da und regte sich nicht, nur noch zwei oder drei Mal glitt es tonlos durch die Nacht: „Bankrott!“ (Fortsetzung folgt.)

Beilage zu Nr. 88 des

Podzer Tageblatt

Schloß Miramar.

Don
M. Grundschöttel.

Zum zweiten Male in diesem Jahrhundert lenkt das am Adriatischen Meere nahe bei Triest gelegene Felsenschloß Miramar die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich, indem abermals eine Tochter des belgischen Königshauses, die ein Habsburger als Gattin heimführte, dasselbe nach schweren Schicksalschlägen zum Wittwenstuhle erwählte. Die erste dieser beiden Fürstinnen war die später so namenlos unglückliche Charlotte, Gemahlin des Erzherzogs Maximilian, Kaisers von Mexiko, — die Zweite, die jetzt in das seit zwanzig Jahren verödete Schloß einzieht, ist die junge Erzherzogin Stephanie, die Gattin des vor kurzem so plötzlich aus dem Leben geschiedenen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich.

Im Spätherbst des Jahres 1885 wurde Erzherzog Max, damals erster Kommandant der österreichischen Marine, während einer Fahrt im Segelboote von einem Sturme überrascht und suchte mit seinem Begleiter Schutz in der kleinen Bucht der Punta von Grignano. Zu dieser Zeit stand dort nur ein schwarzgelbes österreichisches Zollhäuschen, von üppig wucherndem Gebüsch umgeben, doch war der Erzherzog durch die prachtvolle Aussicht von dem etwa drei Meter hohen Plateau der Landzunge und die eigenthümlich geschützte Lage so überrascht, daß er sofort beschloß, sich an dieser Stelle ein Haus zu öfterem Verweilen zu bauen. Erst später, nachdem ein transportables amerikanisches Haus aus Eisen unterwegs sammt dem Schiffe gesunken, entstand der Plan zu einem Schlosse. In einem jungen Triestiner Baumeister, Karl Junker, fand sich dann auch die geeignete Persönlichkeit zur Ausführung desselben.

Eine feste Straße wurde am Ufer entlang angelegt, auf das nackte Gestein fruchtbare Erde getragen, auf der später die Pflanzen fernere Zonen in wahren Wundergärten wachsen und gedeihen sollten; Mauern stiegen auf, die sie einhegten, und bald wuchs, wie durch Zauberhände geschaffen, das unvergleichliche Schloß mit seinen weißen, schimmernden Mauern von edlem Gestein (einer Marmorart), seinen

Ehürmen, Säulengängen und Terrassen empor. Von den Klippen, welche die Brandung des Meeres umsprüht, zogen sich die Gärten und Parkanlagen am Meere entlang und auf kunstvollen Terrassen den Fuß der Berghänge hinan, Fernsichten bietend, wie sie entzückender kaum gedacht werden konnten, und ebenso überraschende Bilder im Einzelnen entfaltend. Im Herbst 1888 waren die Gärten angelegt und der kleine Garten-Pavillon am Westende derselben vollendet, in den Maximilian mit seiner jungen Gattin gleich einzog und dort wohnte, bis das Schloß vollendet war. Im Juni 1889 war der Bau fertig. Die innere Einrichtung desselben nahm aber noch ein volles Jahr in Anspruch.

Doch versuchen wir, ein umfassendes Bild von diesem Schlosse und seiner Umgebung zu entwerfen, welche die überraschendsten Gegensätze bietet.

Wer von Wien aus über den Semmering-Paß durch die Alpenwelt Steiermarks und Kärnthens die Reise nach Triest macht, sieht sich wenige Stunden vor Erreichung seines Ziels plötzlich in eine öde Steinwüste versetzt, indem er einen der letzten Ausläufer der Sulzischen Alpen, den hohen Karst, passiert, ein felsiges Stufenland, übersät mit riesigen Steinblöcken, zwischen denen nun hier und da kümmerliches Gras oder ein verkrüppelter Strauch emporsprießt.

Ungehemmt wüthet auf diesem weiten Hochplateau die wilde Bora, der Nordoststurm, deren fürchterliche Gewalt selbst schwere Lastwagen mit sammt den Pferden umwirft. Die armseligen Hütten der Tschitschen, welche diese Wüste bewohnen, bestehen meist nur aus zusammengefügteten Felsblöcken, über die ein rohes, durch Steine beschwertes Lattendach gelegt ist, oder sie sind in die zahllosen Höhlen des zerklüfteten Gesteins hineingebaut. In trichterförmigen Vertiefungen, den Dolinen, sammelt sich das Wasser, oder lagert sich lockere Erde ab, auf der der arme Tschitsche sein spärliches Korn zieht. Derselbe paßt in seiner ganzen Erscheinung in diese Umgebung, und trägt noch die selbstverfertigten Schuhe aus Baumrinde, die mit kreuzweise über die Hufe von Ziegenfell gewundenen Riemen befestigt sind.

Auf diese Einöde schauen im Norden die höchsten Züge der nackten Gebirgskette mit dem Lador und Janos herab.

Alles Schöne, alles Leben, selbst die jungen Gebirgsströme scheinen von der unwirthlichen Oberfläche dieses Plateaus in die Erde zu flüchten, wo die Natur wunderbare Grotten mit schimmernden Stalaktitgebilden schuf und Brücken über jene verschwundenen Flüsse baute, die nun mit leisem Rauschen meilenweit durch ein geheimnißvolles Höhlenreich ziehen, um in der Nähe des Meeres wieder hervorzubrechen. So durchzieht die Poil die Unterwelt der Adelsberger Grotten, die Recca die nach ihr benannten Höhlen und bricht nahe bei Miramar, unterhalb des Bergschloßes Duino, mit verdoppelter Wasserfülle wieder hervor, um sich als Timavo in's Meer zu ergießen. Und dort ist mit einem Schlage Alles verwandelt. Aller Reichtum, alle Schönheit des Südens ist über die südlichen und westlichen Abhänge des oben so öden Karst ausgegossen. Hier wechseln Oliven, Feigen und Lorbeer mit einander ab; der Wein bildet lange Laubengänge und umrankt die säulengetragenen Veranden kleiner Villen, und aus dem lichterem Laub steigen schlanke dunkle Zypressen empor. Weit schweift der Blick über das tiefblaue Meer, die herrliche Adria.

Diese Wandlung erlebt der Reisende theilweise schon, wenn er Nabresina erreichte, wo die Bahn nach Venedig abzweigt, dann geht's im Fluge an Prosecco vorüber, das unmittelbar am Abhange seinen Feuerwein zieht, — und endlich ertönt der Ruf: „Grignano, Haltestelle für Miramar!“

Doch die Bahn ist tief in die Felsen eingehauen; nur ein halber Blick umfaßt die Bilder am Meere, und das Endziel der weiten rastlosen Fahrt, Triest, ist nah, wo Geist und Körper erst Rast und Erholung suchen müssen, ehe sie fähig sind, die Wunder Miramars zu würdigen. Der Zug selbst verschwindet jetzt in der Erde, d. h. er jagt durch mehrere Tunnels, als wolle er dem Beispiel der Flüsse folgen, und so erreicht er die Küste und die reiche Seestadt Triest, das Hamburg des Südens.

Nach dem stillen Schlosse, um das sich ein ganzer Legendenkranz wohnt, führt ihn der Weg zu Fuß oder zu Wagen auf schöner Straße am Meere entlang; am reizvollsten aber ist die Fahrt im offenen Boote, das der gewandte „Battellante“ führt.

Da sieht er bald, rückwärts schauend, die Stadt an der halbmondförmigen Bucht des Golfes ausgebreitet; im Hintergrunde

nichts
er die
an-
die
tische
allen
Eren-
liche
inter-
an
län-
chen
ste-
auf

steigen amphitheatralisch die zartgefärbten Bergketten Istriens empor; diesem vorge- lagert die mit Lustwäldchen, Gärten und Sandhäusern reich geschmückten Berge, deren zwei höchste von dem Palazzo Rivol- tella und dem Ferdinando, einem Ver- gnügungsort, gekrönt sind. Mitten aus der Altstadt steigt der steile Felsen mit dem Kastell und der uralten Kathedrale San Giusto empor, während die breiteren und schönen Straßen der neueren Stadt mit ihren Palästen, Kirchen aller Kon- fessionen und Obelisken nach dem Meere laufen. Weit hinaus in dasselbe strecken sich die Molen, am meisten der mit Fort und Leuchtturm an seinem Ende ge- schmückte Molo San Carlo, hinter welchem sich die kleinere Bucht von Muggia mit den großartigen Werften und Arsenalen des Lloyd ausbreitet. Ein dichter Masten- wald aber drängt sich zwischen den Molen und tief in die Stadt hinein auf dem Canal grande. Nun aber heißt's, vor- sich um sich schauen. In der Ferne er- scheint schon das Schloß auf der vor- springenden Landzunge; seitwärts aber am Fuße der Felsenküste fesseln uns immer neue Bilder. Hoch von den Bergen herab grüßt uns Dorsina, dann Prosecco, des- ser feuriger moussirender Wein schon manchem Triesteiner verhängnisvoll wurde, — unten lacht uns Barcola entgegen mit seinen Gärten und reichen Sardellenfischereien. Dort schaut Contevello mit der alten Pira- tenburg von steilem Abhang herab, und dahinter erhebt sich Castel Duino, das alte Schloß des Fürsten Hohenlohe, auf seinem Felsen, an dessen Fuß der Limafo wieder aus der Erde hervorbricht. Ehe man aber dort anlangt, hat man die Punta di Grignano erreicht, auf der Miramar wie hingezaubert liegt. Gleich einer beweglichen Wolke um- flattern es zahllose weiße Tauben, unter die sich die Möven mischen. Erstere sind eine lebendige Erinnerung an die arme Kaiserin Charlotte, die einst hier diese ihre Lieblinge hegte. Doch das Boot legt an dicht vor dem Eingangsthore des Schloß- gartens und wir steigen an's Land. Hier fällt uns gleich ein stillvolles kleineres Gebäude auf, das als Museum für die vom Kaiser gesammelten ägyptischen Alter- thümer diente, bis sie 1883 nach Wien überführt wurden. Wir treten nun in den Schloßhof ein. Das vor uns liegende Schloß gliedert sich gleichsam in drei Theile, deren Schmalseite dem Meere zu- gewandt ist. Neben dem nach der See- seite am meisten vorspringenden Hauptflügel mit Erker erhebt sich der vieredrige Thurm, von vier kleinen flachen Giebeln flankirt; der zweite Flügel schaut in die schattigen Laubgänge des Gartens und nach den Bergen, vom mittleren Theil aber, der etwas zurücktritt, steigt die breite, weiße Marmortreppe in mehreren Ab- sätzen zum untersten Theile des Schloßes wie der prächtigen Gartenterassen herab, während an der einen Seite ihrer Ballustrade weiße Statuen aus reichen exotischen Blumengruppen hervorschauen. Am Fuße

der Marmortreppe führt eine weiße Säulen- halle am Vorderflügel entlang bis zum „Molino“, dem kleinen Molo, der weit in's Meer auf Klippen vorspringend, eine kleine besondere Bucht begrenzt. Zu dieser führen abermals weiße Marmorstufen, die bereits das Meer bespült. Diese kleine Felsenbai mit ihrem Wellenrauschen und Plätschern gehört zu den reizvollsten Plätzchen von Miramar und bietet die entzückendste Fernsicht. Das Innere des Schloßes wird ohne Schwierigkeiten gezeigt, wenn man sich vorher bei dem Schloßverwalter anmeldet, jedoch nicht, wenn hoher Besuch anwesend ist. Es ist mit seltener Pracht, aber auch mit dem edelsten Geschmack ausgestattet, denn Maximilian sowohl als Charlotte waren reichbegabte, hochgebildete Menschen. Wände und Decken sind reich mit Stuckatur und Malerei geschmückt, die Fußböden in ent- sprechender Weise von edler Arbeit. Im Hochparterre lagen die Gemächer des Kai- serlichen Paares, unter denen das inter- essanteste das Arbeitszimmer des Erzherzogs war, das ganz einer kleinen Kajüte ähnlich sieht und ganz wie eine solche auch kleine, auf's Meer blickende Fenster hat. Hier saß Maximilian an seinem Mahagonitischchen und arbeitete, umgeben von Allem, was zur Ausstattung des Seemanns und Marine- officiers gehört: den Karten, Atlanten, Buffolen und den verschiedensten Marine- Instrumenten in den Wandhängen. Selbst die Hängematte und die kleinen zerlegbaren Stühle fehlten nicht. Seitwärts von dieser Kajüte liegt das prächtige Bibliothekzimmer mit seiner rei- chen Sammlung ethnographischer, geschicht- licher und belletristischer Werke, sowie den Büsten aller hervorragenden Dichter, unter denen Lenau und Freiligrath zu seinen Lieblingen gehörten. Aus der Bibliothek führt eine Thür direkt auf die breite Terrasse, das eigentliche Belvedere von Miramar. Von allen schönen Punkten bietet diese, außer dem Molino, die schönste Aus- sicht; sie ist wie das ganze Schloß aus marmorartigen Steinen gemauert und ver- dient besonders den Namen „Miramar“ (Bewundere das Meer!). Rechts von der Bibliothek gelangt man zu den Zimmern der Kaiserin, den prachtvollsten des ganzen Schloßes, die jetzt von der Erzherzogin Stephanie be- wohnt werden. Auch das Schlafzimmer Maximilian's und Charlottens befindet sich im Erd- geschloß, sowie der gewöhnliche Speisesaal und die Hauskapelle in romanischem Stil. Zum ersten Stock führt eine Wendel- treppe von fein gefasstem Holz, deren kunstvolle Ballustrade mit Wappentrophäen geschmückt ist. Die meisten Räume sind hier Prunkgemächer, unter denen ein „chinesischer Salon“, — die höchste Pracht aber entfaltet der durch zwei Stockwerke hinauf reichende „Zeremonien-“ oder Thronsaal mit seinen kostbaren Bronzearbeiten und Stuckaturen, seinen großen venetianischen Kronleuchtern. Auf erhöhter Estrade steht

der Thronstuhl, über dem sich ein Bal- dachin erhebt. Hier empfing Charlotte in freudigem Stolz die mexikanischen, franzö- sischen und andere Abgesandten, hier ent- sagte Maximilian feierlich allen Rechten auf die österreichische Thronfolge und nahm in aller Form die ihm gebotene mexika- nische Kaiserwürde an. Doch es zieht uns noch einmal nach den unteren Räumen, wo wir mehr Erinnerungen an das hohe Paar finden. Obgleich nach der Kata- strophe in Queretaro ein großer Theil der Gemäldegalerie verkauft wurde, so blieb doch noch Vieles, was für die seltene Be- gabung des Kaisers wie der Kaiserin sprach. In Zeichnung und Malerei waren Beide weit über den Dilettantismus hinaus, wie viele trefflich ausgeführte Gemälde des Kaisers und eine ganze Reihe schöner Aquarellen und Zeichnungen von ihm wie von der Kaiserin beweisen, die eine Schü- lerin des bedeutenden Orientalmalers Bern- hardt Fiebler in Triest war. Auch im Modelliren und Boffiren hatte sich der Kaiser mit solchem Erfolg geübt, daß eine Anzahl von ihm modellirter Köpfe wirk- liches Aufsehen erregte. Viele Andenken an ihn, die nach seinem gewaltsamen Tode aus Mexiko hier- her gebracht wurden, berühren in dieser Umgebung sehr wehmüthig. Auch als Dichter und Schriftsteller war Maximilian bekannt, namentlich verdienten seine tief empfundenen Naturschilderungen Beachtung, und manches seiner Gedichte lebt unvergessen hier fort. In der Musik leisteten Beide Hervorragendes. So verschlangen sich in dem glücklichen Stillleben des hohen Paares Poesie, Malerei und Musik zu einem schönen Ganzen. Wenn wir noch einmal durch den Bibliotheksaal hinaus auf die Terrasse treten, liegt die ganze Pracht der Adria mit ihrem leuchtenden Blau und den schwellenden Segeln der Schiffe vor uns. In zartem Duft verschwimmen die Gestade von Capo d'Istria und Pirano, im Osten schimmern die Kuppeln und Thürme von Triest, dahinter erheben sich die der Berg- ketten Istriens, denen sich die Sulischen Alpen anschließen. Die Sonne sinkt be- reits wie ein riesiger Feuerball zwischen den fernen Landspitzen in's Meer und läßt alle Bergketten in rosigem Lichte erglänzen, das, allmählich erlassend, in purpurne, violette und bläuliche Farbentöne übergeht, ein Farbenspiel, das diesen Bergen eigen ist wie denen Griechenlands. Wie ge- meißelt haben sich vom blauen Himmel die nackten Felsen der nahen Uferfelsen. Doch es wird Zeit, daß wir uns den Gärten zuwenden. Ob wir nun einen der schmälern Wege wählen, der durch blühende Zamarisken mit dem federartig zarten Laub beschattet wird, oder durch einen der langen, doppelten Laubgänge, immer wieder gelangen wir zu reizenden Punkten, die uns bald anheimelnd be- rühren, bald durch imposante, fremdartige Bäume und Pflanzen überraschen. Hier haben Palmen die feingegliederten Wedel, dort bildet eine riesige Baumkrone mit

herabhängendem Gezweig eine große, schattige Laube.

Nothflämmige Pinien mit breiten Kronen und hohe Zypressen erheben sich über breitblättrigen Riesenspalmen aus den Urwäldern Brasiliens, blühende Magnolien über sammetartigen Rasenflächen, Bambus, Zuckerrohr und das hohe lombardische Schilfrohr mit den langen Blütenwedeln bilden malerische Gruppen, während Kamelien und Granatblüthen aus dunklem Laube hervorleuchten. Dazwischen rieseln kleine Blüche und plätschern Fontainen.

An den Berghängen entlang ziehen sich weite Treibhäuser; Zitronen-, Oliven- und Myrthenwäldchen wechseln ab mit hohen Lorbeergebüsch, das der Frühling mit goldenen Blüten schmückt. So gelangen wir zu dem halb versteckt liegenden „Pavillon“, derselben kleinen Villa, in die Maximilian und Charlotte zuerst einzogen, ehe das Schloß vollendet war, an den sich jetzt die traurigste Erinnerung knüpft. Derselbe enthält nur ein paar kleine Zimmer im ersten Stock, ein Schlaf- und ein Arbeitszimmer im Erdgeschloß und eine Terrasse. Als die unglückliche Kaiserin verzweifelnd nach Miramar zurückkehrte, nachdem ihre Versuche, dem fernem Gatten Hilfe zu bringen, gescheitert waren, umfing sie mehr und mehr die Nacht des Wahnsinns; sie konnte das blaue Meer nicht mehr sehen, ohne von furchtbaren Aufregung ergriffen zu werden. Das hatte sie ja mit seinem Rauschen, seinem Sirenengesang in die Ferne gelockt! Um der Unglücklichen dessen Anblick zu entziehen, hatte man sie in dies verborgene Schloßchen gebracht, dessen Wände in den von ihr bewohnten Räumen ausgepolstert waren, weil sie im Paroxysmus ihrer Verzweiflung oft mit dem Kopf dagegen rannte. In guten Tagen aber sah man sie hier zuweilen auch vor dem Hause auf und abgehen. Sie trug dann ein mexikanisches Kostüm, bestehend in einem kurzen Rock mit hohen Reiterstiefeln, ein loses Täschchen mit weiten Ärmeln und einen breitrandigen, weißen runden Hut. So sah man sie auf vielen Photographien, die Augen stets niedergeschlagen, im Gesicht den Ausdruck trostloser Trauer.

Die Gärten Miramars erzählen so viel von den Beiden, von den Tagen ihres Glückes; bei manchem trauten Plätzchen, das versteckt an einem höheren Seitenpfade liegt und plötzlich wieder die überraschendste Aussicht bietet, heißt es:

„Das hat der Kaiser selbst angelegt“, „diesen Baum hat er selbst gepflanzt“, „auf dieser Bank sah er so oft und so gern mit der Kaiserin.“

Noch lieber aber spricht man vom „Erzherzog und der Erzherzogin“, die glückliche Menschen waren, ehe die ferne Kaiserkrone lockte. Es ist bekannt, daß Maximilian lange widerstrebte, während Charlotte sich gern im Geiste als Kaiserin sah. Ihrer Ueberredung schreibt man den für Beide so unseligen Entschluß zu, die angebotene Krone anzunehmen.

Der jungen, kaum 20 jährigen Fürstin

war es zu still und einsam im schönen Miramar; sie sehnte sich nach einem bewegteren Leben, in dem ihnen Beiden eine bedeutendere Rolle zufiel. Sein inneres Widerstreben wie überhaupt seine ideale Richtung spricht am deutlichsten aus einem selbstverfaßten Gedichte, in dem er wie in banger Ahnung die Versuchung von sich zu weisen sucht, und dessen Schluß lautet:

„D laßt mir meine stillen ruhigen Wege,
Den unbemerkten Pfad im Myrthenhain,
Der Wissenschaften und der Künste Pflege
Ist süßer, glaubt mir, als des Goldes Schein.“

Und dennoch ging er! Am 3. October 1863 empfing Maximilian in Miramar die mexikanische Gesandtschaft, welche ihm seine Wahl zum Kaiser verkündigen sollte; am 10. April wurde ihm die begeisterte Zustimmung des mexikanischen Volkes mitgetheilt, und am selben Tage vollzog der neue Kaiser die ersten Regierungshandlungen.

Am 14. April war der Tag der Abreise; der Himmel war wolkenlos, und warm strahlte die Sonne herrlicher. Im sonst so stillen Miramar herrschte reges Leben; im Golf von Triest wimmelte es von Schiffen aller Art; in geringer Entfernung vom Schlosse lag die Dampffregatte „Novara“ und harrte des Kaisers, in ihrer Nähe die von Napoleon III. zu seiner Begleitung bestimmte Fregatte „Thémis“.

Kurz vor der Abfahrt überreichte eine Abordnung der Stadt Triest eine mit 100.000 Unterschriften bedeckte Abschiedsadresse, und als der Podesta (Bürgermeister) der Stadt im Namen aller Bürger dem Bedauern, ihn zu verlieren, Worte lieb, brach der Kaiser in Thränen aus. Es war allen Anwesenden ein unvergänglich ergreifender Augenblick, bei dem kaum ein Auge trocken blieb. Als das Kaiserpaar in den Hof trat, wo sich eine große Menschenmenge eingefunden, äußerte sich bei dieser der Abschiedsschmerz in seiner ganzen südlichen Lebhaftigkeit. Dann bestiegen Beide das schön geschmückte Boot; doch noch einmal streckten sich ihm viele Hände entgegen, die er herzlich schüttelte.

Stolz ausgerichtet stand die Kaiserin im Boote und schaute mit leuchtenden Augen in die Ferne. Der Kaiser blickte mit Thränen im Auge noch einmal auf seine schöne Schöpfung, auf Schloß und Gärten, als sagte ihm eine Ahnung, daß er sie nie wiedersehen sollte. Ein Blumenregen folgte ihm, als auch er das Land verließ, dann donnerten die Geschütze den Abschiedsalut, und die Anker wurden gelichtet.

Noch einmal sollte Charlotte ihr schönes Miramar wiedersehen, nachdem sie Mexiko und den Gatten verlassen, um in Europa Hilfe für ihn zu suchen. Wieder empfingen die Triestiner sie jubelnd, und Mädchen streuten ihr Blumen, als sie ihr Schloß wieder betrat. Dann begab sie sich auf die Reise nach Rom, von der sie mit zerrüttetem Geiste am 27. September 1866 heimkehrte.

Am 16. Juni 1867 wurde Kaiser Maximilian in Queretaro erschossen, und

als die Nachricht in Europa alle Gemüther erschütterte, drang kein Strahl des Lichtes mehr in die Seele der unglücklichen Fürstin.

Im Spätherbst des Jahres führte Admiral Tegethoff die Kaiserliche Leiche nach Europa zurück, und zwar auf derselben Fregatte „Novara“, auf der Maximilian einst die Erde umsegelt und auf welcher er vor drei Jahren nach dem Lande gefahren war, das ihm seine Kaiserkrone zum Unheil geboten. Auf dem Thurme von Miramar wehte halbtopp die Trauerflagge, als das Schiff auf der Rheide von Triest Anker warf. Alle Schiffe im Hafen waren schwarz bewimpelt und geslaggt und machten Front gegen das Trauerschiff. Auf dem Molo San Carlo stand der Erzbischof von Malta, zu dessen Diözese Triest gehört, mit den Brüdern des Kaisers und großem Gefolge und erwartete die schwarze Gondel mit Baldachin und Krone, die die Kaiserleiche vom Schiffe an's Land bringen sollte. Dann wurde der Sarg feierlich empfangen, eingeseget und von den Brüdern des Todten mit Lorbeerkränzen von Miramar geschmückt.

Ein leichter Sirocco-Nebel lag auf dem Meere und verhüllte die Ferne. In diesem Augenblick aber, als der Donner der Geschütze ertönte, zog er sich plötzlich wie ein Vorhang auseinander, und in rosigem Licht trat Miramar wie eine fata Morgana hervor, als wollte es noch einen Gruß hinübersenden.

Auf den mit Kränzen überladenen Wagen gehoben, durchzog Kaiser Maximilian noch einmal sein geliebtes Triest, dessen Häuser, Säulen und Obelisken von oben bis unten mit schwarzem Tuch und silbernen Wahrzeichen geschmückt waren. Dann ging's nach der Bahn und über den Karst nach Wien.

Nach dieser Rückkehr des toten Kaisers sah man am Thore von Miramar oft einen Mohren, der ihn auf seinem letzten Gange in Queretaro als treu ergebener Diener begleitet hatte. Seine Augen füllten sich jedesmal mit Thränen, wenn man von seinen armen Herrn sprach, und er sah tief bekümmert aus. Auch die letzten zerprengten Glieder der Fremdenlegion stiegen in Triest an's Land, in Lumpen gehüllt, mit den Fegen der einst so schmucken Uniform verkrüppelt, krank und hohlwangig. Und Mancher von ihnen schleppte sich nach Miramar, um noch einmal das schöne stolze Schloß seines Kaisers zu sehen, der so unglücklich in der Ferne geendet.

Wer diesen Ereignissen als Augenzeuge beigewohnt, der kann sie nimmer vergessen; sie umhüllen für ihn die einzig schönen Bilder von Miramar wie mit einem Trauerschleier.

Jetzt zieht der Frühling dort ein und mit ihm die neue junge Kaiserliche Wittwe; diese Erinnerungen werden sie umschweben auf Dritt- und Schritt. Doch blieb ihr ein Trost, der ihrer Vorgängerin fehlte: sie ist Mutter und kann als solche neues Glück hier aufblühen sehen!

Bunte Chronik.

Im Magen und Darm des Menschen und der Thiere kommen, wie schon lange bekannt ist, eine ganze Anzahl von Bakterien vor, welche man theils als harmlose, theils aber auch als nützliche Bewohner des Verdauungskanal anzusehen pflegt. Wir nennen nur die im Magen des Menschen, zuweilen in ungeheurer Menge vorkommende *Sarcina ventriculi*, deren Einzelzellen zu würfelförmigen Paceten angeordnet sind; ferner den Zerstörer des Zellstoffs faulender Pflanzenzellen, den *Bacillus Amylobacter*, welcher im Pansen der Wiederkäuer regelmäßig vorkommt und dort eine für die Ernährung dieser Thiere wichtige Rolle spielt, indem die sonst unverdaulichen Zellhäute durch seine Einwirkung in lösliche Stoffe übergeführt werden. Abgesehen von diesem Fall ist über den Einfluß der magen- und darmbewohnenden Bakterien auf die Verdauung nichts bekannt. Unter solchen Umständen beanspruchen die von dem Franzosen S. C. Abelous neuerdings angestellten Versuche über die Magenbakterien und ihre Einwirkung auf die Nahrungsmittel hohes Interesse. Um die Bakterien in normalem Zustande zu erhalten, pumpt Abelous seinen eigenen Magen aus, nachdem er Mund und Schlund zur Entfernung der dort vorkommenden Bakterien desinfiziert und auch sonst alle erforderlichen „Sterilisations“-Maßregeln angewendet hatte. Aus dem so gewonnenen Mageninhalt erhielt er unter Anwendung der gebräuchlichen Kulturverfahren 16 verschiedene Bakterienarten, von denen nur sieben bereits bekannt waren. Als Abelous diese Bakterien auf sterilisirte Nahrungsmittel, wie Milch, geronnenes Eiweiß, Zucker, Stärkekleister und so weiter, wirken ließ, fand er, daß eine Anzahl der Bakterien eine Umwandlung der Nahrungsmittel herbeiführten. Beispielsweise wurde das geronnene Eiweiß von fünf Bakterien schnell und vollständig aufgelöst; neun Bakterien lassen die Milch gerinnen oder schlagen den Käsestoff nieder und lösen ihn dann ziemlich schnell wieder auf; fünf Bakterien verflüssigen den Stärkekleister und verwandeln ihn schnell in Zucker u. s. w. Wenn alle Bakterien gleichzeitig auf ein Nahrungsmittel wirken, so geht die Veränderung sehr lebhaft vor sich, und es tritt reichliche Gasentwicklung ein. Es geht hieraus hervor, daß die Bakterien des Magens bei der Verdauung eine Rolle spielen. Darf man aber aus den Versuchen in der Reorte einen Schluß ziehen auf die Vorgänge im Körper, so können im Magen selbst keine beträchtlichen Mengen von Nahrungsmitteln umgewandelt werden, da letztere sich zu kurze Zeit im Magen aufhalten. Der eigentliche Schauplatz der Bakterien-thätigkeit ist vielmehr der Darm, in welchen die Bakterien mit dem Speisebrei eingeführt werden.

Ueber eine Krankheit der Geldzähler bemerkt die „Deutsche Medicinal-Zeitung“ nach den „Medical News“: Im Schatzamt zu Washington werden Frauen mit dem Zählen der Banknoten beschäftigt. Diese Frauen sehen meistens krank aus und haben wunde Stellen am Kopf und an den Händen; nur Wenige bleiben davon verschont, wenn sie längere Zeit hindurch dieser Beschäftigung obliegen. In der Regel erscheint die Erkrankung, gegen deren Verhütung bisher nichts ermittelt ist, zuerst an den Händen; häufig beginnt sie am Kopf und bisweilen werden die Augen befallen. Die Beschäftigten wenden alle Vorsicht an, jedoch früher oder später erreicht sie dasselbe Geschick. Die unmittelbare Ursache dieses Krankheitszustandes ist das bei der Zubereitung des Papiergeldes angewendete Arsenik. Wenn die Haut nur im geringsten beschädigt ist und das Arsenik an das wunde Gewebe gelangt, so zeigt sich am folgenden Tage das Uebel, und bei der Gewohnheit vieler dieser Frauen, mit den Händen über das Haar oder Gesicht zu fahren, verbreitet es sich auch hierher. Jede Geldzählerin hat neben sich ein Glasgefäß mit einem nassen Schwamm, an welchem sie bei der Arbeit die Finger befeuchtet. Jeden Morgen wird der Schwamm erneuert und jeden Abend ist er schwarz von den auf den Banknoten sich abhebenden Urreinstoffen und der grünen, arsenikhaltigen Farbe, die sich auch etwas abblößt. Nicht wenige der Frauen haben bei der fortschreitenden Vergiftung des Blutes mit Arsenik diese Zählbesäftigung ganz aufgeben müssen. Die Darstellung der grünen Farbe ist Geheimniß der Regierung; diese sollte gehalten sein, die Arsenikfarbe durch eine unschädliche zu ersetzen.

Zum Zeitvertreib.

Ein Prediger — so schreibt man — hatte sehr viel von Wundern gesprochen. Davon konnte sich ein Bauer keinen rechten Begriff machen; er ging also nach der Predigt in die Sakristei und bat um nähere Erklärung. Der Pfarrer versprach ihm dieselbe zu geben und ließ ihn in der Vorhalle warten. Als nun der Bauer so bestand, in Nachdenken versunken, bekam er einen Schlag von hinten, daß er einen gewaltigen Seitensprung machte. Sanft fragte ihn nun der heraustretende Pfarrer, ob er es gefühlt hätte. „Ja wohl, und das ordentlich!“ — „Nun sehr, lieber Freund“, sagte der Pfarrer, „wenn Ihr das nicht gefühlt hättet, so wär' es ein Wunder gewesen.“

Der Dozent für alte Philologie an der Universität zu A. Professor Omega, stand auf dem Ded des Schiffs, neben dem wettergebräunten Kapitän, den er huldvollst seiner von klassischen Zitate überfliegenden Unterhaltung würdigte. „Können Sie Lateinisch?“ fragte er ihn im Laufe des Gesprächs. — „Nein, Herr Professor!“ antwortete der Kapitän. — „Dann ist ein Viertel Ihres Lebens ver-

loren!“ erwiderte der Gelehrte. „Können Sie Griechisch?“ forschte er nach einiger Zeit weiter. — „Auch das nicht, Herr Professor“, entgegnete treuherzig der Seemann. — „Dann“, bemerkte der Professor mit „Empfasse“ — „Ihr halbes Leben verloren!“ — Unterdessen war ein kleines Wölkchen am Horizont herausgezogen, größere Wolkenmassen folgten nach, ein gewaltiger Sturm erhob sich. — „Herr Professor!“ rief der Kapitän mit einer das Brausen des Orkans übertönenden Stimme — „Können Sie Schwimmen?“ — „Nein!“ antwortete eine wimmernde Stimme. — „Dann ist Ihr ganzes Leben verloren!“ gab mit dem Humor der Todesverachtung der Kapitän zurück.

Ein letzter Gedanke. Geistlicher (zu einem todkranken Geizhals): „Und nun, lieber Freund, bereiten Sie sich auf Alles vor — denken Sie, daß Sie sterben müssen!“ — „D, Du meine Güte, das wird wieder ein schönes Stück Geld kosten.“

Ein guter Kerl. Freier: Ich liebe Ihre Tochter leidenschaftlich! — Vater: Weshalb haben Sie das denn nicht gesagt, ehe ich das große Loos gewann? Freier: Ich wollte eben warten, bis der Gewinn herauskäme, damit Sie zwei freiwilige Ueberrassungen auf einmal haben.

Je nachdem. Herr Wirth, Ihr Essen ist, den Umständen in Betracht gezogen, daß ich es nicht bezahlen kann, vortrefflich! In andern Fällen wär' nicht zum Genügen!

Auf der Höhe der Zeit. Richter: Angeklagter, sehen Sie selbst, wie Sie den Zeugen zugerichtet haben. Angeklagter: Ach wat, ich habe ihn ja man bloß een bißken — massirt!

Macht der Idee. Lieutenant: Einjähriger Müller, Sie müssen beim Marschieren Ihre Beine mehr herauswerfen; denken Sie nur jedesmal daran; Sie wollten einen Ihrer Gläubiger einen Fußtritt versehen.

Falsch verstandene Frage. Unteroffizier: Weshalb soll ein ordentlicher Soldat nicht Karten spielen?

Soldat: Natürlich, weshalb nicht? — An! Gourmand: Da weiß ich wirklich nicht, welche Art Sauce ich mir zum Braten bestellen soll — ja, ja, es ist gar zu schwierig, die sauciale Frage zu lösen.

Erste Frage. Frau Schütz: Ach — Sie waren in Italien, Frau Müller, sagen Sie mal, was haben Sie in Rom eigentlich für's Pfund Schabefleisch bezahlt?

Unter Lehrlingen. Warum bist Du aus Deinem bisherigen Dienste getreten? — Weil der Meister mir zuviel und die Meisterin zu wenig austrug.

Immer derselbe. Musikdirektor (sieht wie zwei Strolche Nachts einen Herrn mit Stocken verprügeln): — Aber bitte meine Herren, halten Sie doch etwas besser Takt!

Ein liebevoller Chemann veröffentlicht im „Freisinnigen Tagebl.“ folgende Anzeige: „Aufgepaßt! Meine Frau ist mir entlaufen; wer ihr etwas borgt oder leiht, dafür bin ich nicht haftbar, und der sie mir zurückbringt, kann sich auf eine Tracht Prügel gefaßt machen. Schäfer Halbergmoos.“

Sein Ideal. Student: Weißt Du, jetzt hab' ich eine famos' Wirthin, ein herrliches Weib!“ — „So?“ — „Ja, vor der erschrecken die grimmigsten Gläubiger!“

„Schmuk, pump mer 'ne Mark!“

„Ne!“ — „Wah, De bist e Anti-semit!“

Privat - Heil - Anstalt, specielle Einrichtung für Frauen- und Geschlechts- Krankheiten.
 Sprechstunden für Frauen von 3-5 Uhr Nachmittags, für geheime, Hals- (Kehlkopf-) und Haut-Krankheiten von 5-7 Uhr Nachmittags, 2 Mal wöchentlich wird die Massagecur nach der neuesten Methode (gegen Rheumatismus, Gicht, veraltete Unterleibs-Krankheiten etc.) applicirt.
 25) **Dr. M. Misiewicz,** Petrikauer-Strasse, Haus Rosen (№ 16 neu), 2. Etage.

P. T.
 Ich beehre mich hiermit die ergebene Anzeige zu machen, daß ich außer meinem Tabak-Geschäft eine
Sonnen- & Regenschirmfabrik
 eröffnet habe,
 und nehme Schirme zum Beziehen, wie auch Reparaturen jeder Art an. Mein Bestreben wird dahin gerichtet sein, durch solide Waare bei civilen Preisen mir das allgemeine Vertrauen zu erwerben. Indem ich bitte, mich in meinem neuen Unternehmen zu unterstützen, zeichne ich mit aller Hochachtung
Wenzel Lissner,
 Scheibler's Neubau.
 NB. Einige reparirte und bezogene Schirme aus dem Geschäft der Frau **Bertha Zion** sind bei mir abzuholen.
 Lodz, im April 1889.

Die in **Warschau** in der **Dobra-Strasse** Nr. 3,
 neben **Tamka**,
 4-3) seit dem Jahre 1805
 unter der Firma
Billig & Billich
 bestehende
Anstalt für Brunnen- und hydraulische Einrichtungen
 übernimmt unter Garantie und zu mäßigen Preisen zur Ausführung: Bohr-
 Deffnungen für Untersuchungen des Bodens, Artesische Brunnen (Tiefbohrungen),
 aus Ziegel und Sandstein gemauerte Brunnen (neu), hölzerne Brunnen,
 hölzerne und eiserne Pumpen, Drainagen zum Austrocknen des Gebäudes und
 des Bodens, Canalisationen u. s. w.
 Bestellungen nimmt entgegen und ertheilt nähere Auskunft
Ludwig Meylert, Lodz, Petrikauerstraße, Haus Scheibler,
 im Magazin der Firma **Norhlin & Co.**

Die Hauptniederlage
 der **Warschauer Dampf-Destillation**
 von
L. Mokiejewski
und Weinhandlung,
 Petrikauer-Strasse Nr. 765, Haus des Herrn Kloss in Lodz,
 empfiehlt zu dem bevorstehenden **Osterfeste:**
 alle in das Destillationsfach einschlagende **Getränke**, welche an Qualität den ausländischen nicht nachstehen u. z.: **Membil, Столовое очищенное вино, Liqueure, Crème** in
 verzierten Flacons, **Weine, Polliur- und Brennspiritus, Stariken** und **schwachhaften Dowitz**.
Weine aus den renomirtesten Kellereien u. z.: **Ungar- französische, Champagner, Rhein-,**
 sowie **spanische und portugiesische Weine, Arzac, in- und ausländischen Cognac**
 (auch zu Kurz-Zwecken), **alten Meth, englischen Porter** in 1/4, 1/2 und 1/3 Flaschen,
französischen Esfig, bessarabische und Krimer-Weine von 30 Kop. an pro Flasche.

Echten Krimer Natur-COGNAC zum Kur- und Tafel-Gebrauch,
 wegen seiner Reinheit und Güte, laut Attest der
 chemisch-ärztlichen Versuchs-Station der **Warschauer Hos-
 pitaler**, dem guten **französischen Cognac** vollkommen gleich-
 gestellt, versendet in **Kistchen** von 6 und 12 Bout. zu 9 resp.
 18 Rs. franco nach jeder Bahnstation gegen Nachn. des Betrages
 die **Weingroßhandlung Gebr. Kempner,**
Warschau, Dluga-Strasse Nr. 5. (16)

Barometer, Thermometer, Reißzeuge, Operngläser, Kaleidoskope, Pantoskope, Stereoskope, Nebelbilder-Apparate, Laterna-Magica,
 dazu extra **Bilder** in großer Auswahl,
 Modelle von **Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Waagen** u. dgl.
 29) empfiehlt

A. DIERING
Optiker,
 Edel Petrikauer- und
 Zawadzka-Strasse
 Nr. 277.

Keine Zahnschmerzen mehr
 nach dem Gebrauche des
Zahn-Eligirs der N. N. P. Benedictiner
 Abtei in Soulae (Gironde) (70-66)
 erfunden im Jahre 1373
 von dem Prior **Pierre Boursaud**
 zwei goldene Medaillen in Brüssel 1880 und in
 London 1884.
 Der tägliche Gebrauch einiger Tropfen dieses
 heilkräftigen Eligirs verhindert das Stocken der Zähne,
 denen er eine alabastergleiche Weisse verleiht, kräftigt
 das Zahnfleisch und erfrischt den Mund ausgezeichnet.
 Wir erweisen der leidenden Menschheit einen
 wesentlichen Dienst, indem wir deren Aufmerksamkeit
 auf dieses von Alters her bekannte und nützliche Prä-
 parat lenken, dem besten von allen existiren-
 den Heilmitteln gegen Zahnschmerzen. Die
 N. N. P. Benedictiner verfertigen noch Zahn-
 pulver und Zahnpasta zum Reinigen der Zähne, die
 ebenfalls in allen bedeutenderen Apotheken, Parfümerie-
 und Droguen-Handlungen zu haben sind.
Haupt-Agent A. Seguin, Bordeaux, 106. Croûe de Seguey.

Geschäfts-Verlegung.
 Die geehrten Herren Fabrikanten der Stadt **Lodz** und Umge-
 gend benachrichtige hiermit, daß ich mein
Kupfer- u. Metallwaaren-Geschäft
 nach meinem eigenen Hause, **Karl-Strasse Nr. 843**
 (vormals **Hermes & Winzer**),
 3-3) verlegt habe.
 Zur Bequemlichkeit meiner geehrten Kunden habe ich
 Telephon eingerichtet.
 Hochachtungsvoll
Hermann Wahlmann.

Unzerstörbare Metallfarbe
 von **Otto Schmidt & Co. in Glasgow.**
 Bester und dauerhaftester Anstrich für Eisen und Holz.
 Besser und billiger als Bleifarbe.
 10-8)
 Nach Analyse des Geh. Hofraths Professor **Dr. R. Tresenius** in
 Wiesbaden: Deckvermögen sehr groß, Farbe unveränderlich durch atmosphä-
 rische Einflüsse, Hitze, Wasser, verdünnte Säuren etc.
 Auskunft ertheilt gern
Betreter: Eduard Tögel in Lodz,
 Petrikauer-Strasse Nr. 552.

Steppdecken
 in **Cachemir** à Rs. 8,50, 9,50 und 12; in **Wollatlas** Rs. 11; in **Seide**
 Rs. 17,50 und 20; in **Croisê** Rs. 5,
 sowie auch **Kinderdecken**
 6-2) empfiehlt
 die **Fabrik wattirter Steppdecken** von
Emma Rampold,
 Kamienna- (Fenster-) Strasse Nr. 1418 c, 2. Etage.

Grosze silberne Medaille. (90-21)
FARBEN, LACKE, FIRNISSE
 empfohlen Chem. Industr.-Anstalt
W. Karpiński & W. Leppert,
 Warschau.
 FILIALE in **LODZ:**
 PETRIKAUER-STRASSE Nr. 88,
 HAUS L. MEYER.

83) **Dr. L. PRZEDBORSKI,**
Spitalarzt,
 empfängt Patienten mit **Hals-, Kehlkopf-, Nasen- und Ohrenleiden**, wie
 früher, täglich von 3 bis 6 Uhr Nachmittags,
 im Hause Nr. 4, am Ringplatz.

In **Zgierz** sind beim **Alten Ringe**
 im Hause Nr. 75 (Nr. 6 neu) vom
 1. Juli 1889 ab **7 Zimmer, ein**
Front-Laden, Küche, gemeinschaftlicher
Boden, Holzammer und 5 Keller
 3-3) zu vermieten.
 In diesem Lokale existirte länger als
 40 Jahre ein **Colonialwaaren-Geschäft** und
 leihth in die **Conditorie** des Herrn **Ikert**.
 Näheres zu erfragen **Hotel Polski**, in
 der **Restauration** des Herrn **Rajski**.

Bauplatz
 zu verkaufen.
 Ein sehr günstig im weissen Stadt-
 theil gelegener **Bauplatz**, der sich sowohl für
 Privatbauten, wie auch zur Anlage eines
Fabrik-Etablissements eignet, ist unter an-
 nehmbareren Bedingungen zu verkaufen.
 Nähere Auskunft ertheilt **R. Mathews** in
Lodz, Grünstraße Nr. 787, sowie Herr
Ostapowicz in **Warschau, Chmielna Nr. 31**.

Beilage zu Nr. 88 des Podzer Tageblatt

Die Nervosität.

An der Nervosität, dieser neuesten Modetransformation, hat nach volkstümlicher Ansicht das männliche Geschlecht seinen Antheil in Form der Hypochondrie, das weibliche in Gestalt der Hysterie. Doch haben die ärztlichen Beobachtungen der letzten Jahre gezeigt, daß auch dieses Uebel nicht gleich vertheilt auf Erden ist. Denn wie man vor einiger Zeit die Hysterie bei Männern kennen gelernt hat, so hat jetzt, wie man schreibt, der bekannte Psychiater Prof. Mendel in Berlin in zahlreichen Fällen das Vorkommen von Hypochondrie beim weiblichen Geschlecht beobachtet. Sie trifft alle Lebensalter desselben, von den Kindesjahren bis zum Greisenalter. Nach der Ansicht des genannten Gelehrten hat man drei Formen der Hypochondrie zu unterscheiden: die erste besteht lediglich in Furcht und Angst in Bezug auf den Gesundheitszustand des eigenen Körpers, indem die Kranken unerbittliche Veränderungen als unheilbare, tödlich werdende Leiden betrachten: wie Bläschen auf der Zunge als Zungenkrebs, einen unerheblichen Luströhrenkatarrh als Schwindsucht, leichten Kopfschmerz als Zeichen der Gehirn-erweichung u. s. w. So beobachtete Prof. Mendel bei einem jungen Mädchen von zwanzig Jahren, das sich verlobt hatte, Hypochondrie in Folge einer kleinen Lymphdrüsenentzündung an der Brust, welche sie als Krebs deutete, an dem sie sterben müsse. In der zweiten Form der Hypochondrie gesellen sich zu der Furcht und Angst vor Erkrankung abnorme Gefühle, sog. Hallucinationen, in den verschiedensten Organen des Körpers. Die Kranken haben sonderbare Empfindungen „unter den Rippen“, sie fühlen das Herz stillstehen, den Kopf weich, klagen über angebliche Störung der Verdauung u. s. w. Bei Frauen treten besonders die Kopfschmerzen hervor; sie haben das Gefühl, als ob der Kopf zwischen zwei Klammern eingeklemmt oder so schwer wäre, daß ihn die Wirbelsäule nicht tragen könnte. Aus diesen Empfindungen geht die Vorstellung hervor, daß ein Schlaganfall kommen müsse, der dem Leben rasch ein Ende machen würde, oder die unheimlich häufig verbreitete Angst, geisteskrank zu werden. Die Frauen fühlen dann, daß ihr Gedächtniß bereits geschwächt sei, daß sie nicht im Stande seien, an ihre nächsten Angehörigen zu denken, klagen, die insofern noch eine objektive Berechtigung haben, als sie in der That so ganz mit sich und ihren Gefühlen beschäftigt sind, daß sie für andere Dinge keine Zeit und Aufmerksamkeit haben. Bei der dritten Form der Hypochondrie finden sich neben den Symptomen der ersten und zweiten Form krankhafte Erscheinungen im Gebiete der höheren Sinnesorgane. Derartige Kranke sind nicht mehr im Stande, die Dinge so zu sehen oder die Sprache, die Töne und Geräusche so zu hören, wie es früher der Fall war. Dabei nehmen sie eigene Stimmen im Kopf wahr u. a. m., von denen sie wissen, daß es Einbildungen sind. Diese schwerste Form der Hypochondrie findet sich vorzugsweise bei Frauen, jedenfalls häufiger bei ihnen, als bei Männern. Eine solche Kranke noch überall „Blut“, eine andere „Kamillenthee“. Als Ursache der Hypochondrie sind oft seelische Eindrücke nachweisbar. So verfiel unlängst in Berlin eine junge Frau, Oesterreicherin von Geburt, auf die Nachricht, daß Kronprinz Rudolf am Herzschlag gestorben sei, in einen Angstzustand, in dem sie beständig für sich selbst dasselbe Schicksal bevorstehend glaubte; sie fürchtete sich deshalb, in einem Zimmer oder an irgend einem Ort allein zu bleiben. Die Vorstellungen der Hypochondrischen bewegen sich immer nur in ein und demselben, sich selbst betreffenden Gedankenkreis, und da es gerade eine Eigenart der weiblichen Natur ist, sich ganz ihren Gefühlen zu überlassen, so sieht man, während Männer mit schwerer Hypochondrie oft noch ihren Beruf ausüben, die Frauen, die in demselben Grade von der Krankheit befallen sind, besonders in den wohlhabenderen Ständen, zu jeder Arbeit unfähig, den ganzen Tag unthätig auf dem Sofa sitzen oder gar zu Bett liegen.

So berichtet Prof. Mendel von einer Dame, welche, nachdem sie 25 Jahre lang ohne irgend welche körperliche Erkrankung, lediglich wegen hypochondrischer Empfindungen im Bett gelegen hatte, im Bett durch Selbstmord endete. Es ist räthselhaft, wie Menschen vom Schlage der Hypochondrischen, die eine übermäßige Liebe zum Leben zeigen, so daß sie selbst vor jeder größeren Menge eines Arzneimittels zurückschrecken, schließlich mit eigener Hand sich den Tod geben können; es ist denkbar, daß sie dem Gespenst, das sie dauernd verfolgt, entfliehen wollen. Die Behandlung hypochondrischer Frauen ist weit schwieriger, als die der Männer. Sie muß hauptsächlich in der seelischen Einwirkung des Arztes auf die Kranken bestehen; daneben sind abhärtende und stärkende Kuren wie Bäder, Massage, Gymnastik u. dgl. zu empfehlen. Im Allgemeinen giebt es für Hypochondrische kein besseres Heilmittel, als ein Leben mitten in der großen Welt mit all ihren Abwechslungen und Vergnügungen.

Die Großquartausgabe der „Deutschen Romanbibliothek“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) bietet im ersten Band ihres laufenden Jahrgangs (vierteljährlich für 13 Nummern 2 Mark; das vierzehntägige Heft 35 Pf.) wieder eine glänzende Reihe von musterhaften Werken deutscher Romanschreiber. In Ernst Erdmanns „Camilla“ ein reizendes Idyll aus den durchaus nicht immer köstlich angelegten Regionen der oberen Reihnau, so glüht in Robert Wirs „Weg zum Glück“ das unheimliche Feuer einer Seele, die nach reichster Befriedigung lechzt, und der ihre eigene Unersättlichkeit zum Fallstrich wird. Unter der Aufschrift: „Im Bann der Irrevent“, entrollt Oskar Weinberg (Gregor Samarow) ein figures- und handlungsreiches Bild von dem Treiben jener italienischen Berschwärmer, deren Verbindungen bis in die Kreise der höchsten Aristokratie hinaufreichen, während Morich von Reichenbach in seinem Roman: „Der älteste Sohn“, die Freuden und Leiden zum Ausgangspunkt nimmt, die das Erstgeburtsrecht in Adelkreisen mit sich bringt, und E. Haidheim in „Anonym“ die verhängnisvollen Folgen des bedenklichen Grundgesetzes, daß der Zweck die Mittel heilige, ins schärfste Licht rückt. So hat jeder der fünf Romane seine eigene Färbung und nur die fesselnde Bedeutsamkeit der Wirkung ist der Zug, den sie alle mit einander gemein haben.

Inserte.

Alle Art Criminal-Prozesse, ohne jede Ausnahme der Vergehen, leitet in allen Gerichts-Instanzen, sowie im Friedensrichter-Plenum zu Lodz, in sämtlichen Kreisgerichten und in der Warschauer Gerichtskammer für ermäßigtes Honorar
L. Pesches, Bertheidiger,
Lodz, Petrikauerstraße, Haus „Hotel Polski.“

10-9) Stahlblech
Roll-Jalousien
eigener Fabrikation, in jeder Größe empfiehlt
die Maschinen- und Bau-Schlosserei von
Carl Zinke, Lodz.

Krimer Natur-Weine

8-2) in bekannter Güte
aus der Warschauer Niederlage
Herman Stein & Co.
werden zu mäßigen Preisen verkauft
in der Wein- und Branntwein-Niederlage

von
L. Mokiejewski,
Petrikauer-Strasse Nr. 765, Haus Kloss.

Prima Portland-Cement, Chamotte-Steine

inländische und englische, sowie

Chamotte-Mehl

6-3) offerirt billigt
Hugo Mannaberg,
Petrikauer-Strasse Nr. 520, Haus Ludwig Meyer.

TRÄGER

und Eisenbahnschienen zu Bauzwecken

12-3) stets vorrätzig bei
Moritz Fränkel.

Meinen werthen Kunden erlaube ich mir hiermit ergebenst mitzutheilen, daß ich meine

Fabrik von Papier-Hülzen

12-2) für Spinnereien
von der Promenadenstraße Nr. 773
nach der Petrikauerstr. Nr. 538, Haus Fried. Wilhelm, verlegt habe.
Hochachtungsvoll

F. PIESCHE.

August Fiebiger,
Bildhauer und Steinmetzmeister in Lodz,
Kirchhof-Chaussee Nr. 64 a,
gegenüber den Eingängen der Friedhöfe,
empfiehlt sich zur Anfertigung von
Erbgräbnissen und Gräften,
sowie aller Arten Grabdenkmäler u. Steinmetz-Arbeiten in Granit, Syenit, Marmor und Sandstein, wie auch guss- und schmiedeeiserner Grabgitter in solidester Ausführung.

Die Manufactur - Waaren - Niederlage von **HERZENBERG & RAPPAPORT,**

3-1) Petrikauer - Straße Nr. 15, im eigenen Hause, macht hierdurch die ergebene Anzeige, dass sie das Assortiment für den

Detail-Verkauf

bedeutend erweitert hat und empfiehlt für die bevorstehende Saison in neuestem Genre:

zu sehr mäßigen Preisen

Kleiderstoffe in Seide, Wolle, Satin, Bephir und Cretton,
Besatz-Stoffe, Sammete und Plüsch,
verschiedene Weisswaaren in Baumwolle und Leinen,
Gardinen, Möbelstoffe, Teppiche, Läufer und sämtliche anderen Manufacturwaaren.

Die Actien-Gesellschaft der
ZYRARDOWER MANUFACTUREN
Haupt-Niederlage in Lodz
10-9) empfiehlt
ein reich assortirtes Lager von
ausländischen und inländischen
Gardinen,
abgepasste, sowie auf Ellen
zu billigen Preisen.

Stuttgarter Rundstuhlfabrik,
Wilh. Heidelberg, Stuttgart,
liefert:
**Rund-
Wirksamchinen**
für alle Zweige der Erntelage
(Jersey's, Stockinetts, Nor-
mal - Unter- und Oberleider,
Luchstoffe etc.) in allen Systemen,
Größen und Feinheiten für
Hand- und Elementarbetrieb.
Weltausstellung Brüssel.
Goldene Medaille.
D. N. P. Nr. 31,611, 44,267, 44,596, 45,238 und 46,589.
5-1) Details und Preise geben die
Vertreter für Polen: **E. Häbler & Co. in Lodz.**



Patentirte, in der Praxis
bewährte Neuerungen und Ver-
besserungen. Volle Garantie
für Leistungsfähigkeit und guten
Gang. Dauerhaftes Material.
**Lieferung
aller Ersatztheile**
für sämtliche Systeme. Zeuge-
nisse und Referenzen erster Fir-
men zu Diensten. Illustrierte
Preislisten gratis und franco.
Weltausstellung Barcelona.
Silberne Medaille.

Geschäfts - Verlegung.
Hiermit mache ich meinen geehrten Kunden die ergebene Anzeige, daß ich meine
Kupfer- und Metallwaaren-Fabrik
von der Petrikauer-Straße Nr. 269
nach der **Pusta-Straße Nr. 576 a,**
Haus des Herrn W. Böttiger, wo früher die Wahlmann'sche Kupferschmiede war,
verlegt habe.
Nach wie vor wird es mein Bestreben sein, die mich besuchenden Kunden
mit der gewohnten Reellität und Promptheit zu bedienen und bitte ich gleichzeitig,
daß mir bisher geschenkte Vertrauen auch für die Folge gültig bewahren zu wollen.
3-1) Hochachtungsvoll
Wilhelm Eckstein.

Ведодоръ Брандтъ
потерялъ свой отъ здѣшняго магистрата
выставленный легитимационный билетъ
и проситъ нашедшаго отдать таковой
въ канцелярш магистрата гор. Лодзи.
Dr. Marie Elcyn-Sack,
speziell Frauenkrankheiten und
Geburtschilfe,
Sprechstunden täglich von 10-12 Uhr
Dienstag und von 3-6 Uhr Nachmittags.
Petrikauerstraße Nr. 38 (neu),
Haus Tennenbaum.

Ein Mann,
der lesen und schreiben kann,
findet Beschäftigung bei
E. SCHOLTZ.
**Musterkoffer,
Reisekoffer,**
sowie sämtliche Reiseartikel empfiehlt in
großer Auswahl das Sattlerwaaren-Geschäft in Lodz,
333 Srednia-Straße 333.

Théâtre des Varietés.
Direction L. Sylvandier.
Sonntag, den 14. April 1889, Nachmittags 4 Uhr:
M A T I N E E
speziell für Kinder.
Programm:
1. **Mr. De-la-Croix,** musikal. Clown, mit seinen 15 Instrumenten.
2. Die kleinen Matrosen, großes Tanzdivertissement von den Geschwistern
Jeanne und Louise.
3. **Miss Nala Damajanti,** mit ihren 10 dressirten Riesenschlangen.
Cassen-Eröffnung um 3 Uhr.
Abends 8 Uhr:
Große Extra-Vorstellung
ausgeführt von sämtlichen Artisten.
4-4) Letztes Auftreten der Schlangen-Königin **Nala Damajanti.**

TEPPICHE
in allen Größen.
Dielen - Läufer
in Plüsch, Ripps und Jute,
TISCH- & BETT-DECKEN
in Plüsch und Jute,
Gardinen und Stores
3-1) in sehr großer Auswahl,
empfehlen
HERZENBERG & ISRAELSOHN,
Nr. 23. Petrikauer - Straße Nr. 23.

Die Direktion des Creditvereins
der Stadt Lodz
bringt gemäß § 22 des Vereinsstatuts hier-
mit zur allgemeinen Kenntniß, daß auf fol-
gende Immobilien Anleihe verlangt wurde:
a) Nr. 1398 a, Egielnianstraße, Ei-
genthum des Abram Besser, erneuerte An-
leihe 1700 Rubel und Zuschlagsanleihe
4000 Rbl.
b) Nr. 40, Alexanderstraße, Eigenthum
des Mojsha Kleinlehrer, ursprüngliche An-
leihe 9000 Rbl.
Alle Einwendungen gegen Ertheilung
der verlangten Anleihe wollen die Vereins-
mitglieder im Laufe von 14 Tagen vom Tage
der gedruckten Bekanntmachung vorlegen.
Lodz, den 1. (13.) April 1889.
Der Präses: E. Herbst.
Der Director des Bureaus: A. Rosicki.

H. Stiller, Vergolder
empfiehlt sich zur Anfertigung von
Spiegel- und Bilder-Rahmen,
in Gold, Schwarz, oder jeder beliebigen
Farbe. Alte Gegenstände, als:
Bronce-Kronleuchter, Oval-Rahmen etc.
werden zu den billigsten Preisen
3-2) wie neu hergestellt.
Dzielnia (Wahu) Straße 6, Haus I. Vogel.

Concerthaus.
Sonntag, den 14. April 1889:
**Großes populaires
CONCERT**
gegeben von dem vortrefflichsten Theater-
Orchester unter Leitung der Herren Kapell-
meister **Balcarek und Wächter.**
Entree 20 Kop. Kinder frei.
Anfang 3 1/2 Uhr Nachmittags.
3-1) Zur
Frühjahrs - Pflanzung
empfehle
Rosen
in Hoch- und Halbform, auch Strauchform,
in den gangbarsten älteren, neuen und neuesten
Sorten, auf Sämlinge - Stämme veredelt,
Schneebäume mit farbigem Laub,
Trauerbäume, großblumige **Waldrö-
ben** (Clematis), **Asterlilien** (Aristo-
tochia Siphos), **Kugellilien** und **Lin-
den**. Ferner verschiedene **Stauden** und
Zwiebelgewächse. Von Ende April an
abgabbar stark **Gemüse** und **Blumen-
Pflanzen** bei
J. GERNOTH,
Konstantiner - Straße Nr. 821.